

*Anna Hájková*

## **Mutmaßungen über deutsche Juden: Alte Menschen aus Deutschland im Theresienstädter Ghetto**

Jacob Jacobson, der 67 Jahre alte frühere Direktor des Gesamtarchivs der Juden in Deutschland, bemerkte nach dem Krieg zu seiner Zeit in Theresienstadt: „Es dauerte wohl für jeden einige Zeit, bis er sich in die neuartigen Verhältnisse hineingefunden, und bis er gelernt hatte mit Theresienstädter Augen zu sehen und alles um sich herum aus der Besonderheit Theresienstadts zu verstehen und gerecht zu beurteilen.“<sup>1</sup> Jacobsons Äußerung ist in vielerlei Hinsicht repräsentativ für die ältere Generation deutscher Juden, die ins Ghetto Theresienstadt deportiert wurden. Als er nach Theresienstadt kam, war er ein alter Mann; er besaß nur eine geringe Kenntnis der Tschechoslowakei oder der tschechischen Kultur. Theresienstadt war für ihn zunächst ein Schock, doch konnte er sich den Verhältnissen im Ghetto anpassen und wurde zu einem Teil der „Zwangsgemeinschaft“.

Der vorliegende Artikel analysiert die Stellung älterer deutscher Juden in der Theresienstädter Häftlingsgemeinschaft. Er nennt ihre Zahl und ihre Sterblichkeit, skizziert ihre Lebensbedingungen im Ghetto, spürt außerdem ihren kulturellen Werten nach und fragt, wie sie sich verhalten haben, was ihnen wichtig war und wie sie sich kulturell von anderen Gruppen unterschieden. Er untersucht ihr Bild vom Ghetto und ihr Verständnis der „Zwangsgemeinschaft“. Die meisten älteren deutschen Juden im Ghetto waren eine besondere Gruppe von Underdogs, die sich indes in Theresienstadt als überraschend geschickt und flexibel erwiesen.

Ein solcher Versuch wirft freilich die Frage auf, wie wir denn die Geschichte einer dezimierten Gruppe schreiben können, eine Geschichte von Menschen, die sterben? Schließlich haben 92,18 Prozent der älteren deutschen Juden Theresienstadt nicht überlebt.<sup>2</sup> Wir Historiker arbeiten normalerweise über Leben, nicht über Tod. Auch sind die Quellen mit Vorsicht zu behandeln: Zeugnisse werden von denen geschrieben, die noch leben. Jene, die ein Tagebuch führen, machen nur Notizen, solange es ihnen nicht allzu schlecht geht. Berichte, die nach dem Krieg entstanden, stammen allein von Überlebenden. Doch können wir die Beziehung der Verfasser zu ihren Freunden und Verwandten untersuchen, während diese starben. Wir können sehen, wie sie mit dem Tod in Theresienstadt umgingen, als er zu einem wahrscheinlichen Ereignis wurde. Das mag meine Interpretation zu positiv erscheinen lassen. In der Tat haben einige der älteren deutschen Juden die Befürchtung geäußert, Theresienstadt in zu rosigem Licht geschildert zu haben. Aber die Untersuchung von Schrecknissen hat nun einmal ein inhärentes Problem: Ein Blick auf das Elend ist noch keine Analyse; auch kann der Prozess einfach überwältigend sein. Das Folgende ist daher eine Wanderung auf schmalem Grat.

---

<sup>1</sup> Bericht von Jacob Jacobson, Yad Vashem Archives Jerusalem (YVA), O2, 373. Hier und im Folgenden habe ich die Orthografie nicht verbessert. Ich danke Ingrid Schupetta, Stefanie Schüler-Springorum, Peter Boehm, Eric Gordy und Rochelle Côté für ihre Kommentare und Hinweise, ebenso Doris Bergen und Till van Rahden für ihr detailliertes Feedback.

<sup>2</sup> Gesamtzahl für die gesamte Existenz von Theresienstadt, gezählt für die vor Ende 1883 Geborenen (die also 60 Jahre und älter im Jahr 1943 waren). In Theresienstadt waren 32 077 mehr als 60 Jahre alte deutsche Juden, von ihnen haben 2 510 überlebt.

## Die Ankunft deutscher Juden in Theresienstadt

Theresienstadt wurde im November 1941 als Durchgangslager für Juden aus dem Protektorat Böhmen und Mähren gegründet. Später, als die deutschen und österreichischen Juden ankamen, erhielt das Lager die Funktion eines Ghettos für Ältere und eines „Vorzugs-lagers“. Noch später putzten die Nationalsozialisten Theresienstadt als Propagandalager auf, das einer Delegation des Internationalen Roten Kreuzes gezeigt werden konnte. Der letzte Aspekt ist in der Theresienstadt-Forschung oft überbetont worden, wobei leicht aus den Augen geriet, dass dieser Besuch und der danach gedrehte Propagandafilm wenig Einfluss auf das Alltagsleben im Ghetto hatten. Die Häftlinge starben an Unterernährung, waren von Schmutz und Ungeziefer geplagt und lebten unter der stets gegenwärtigen Drohung der Deportation nach Osten. Insgesamt wurden 148 000 Juden nach Theresienstadt verbracht: 74 000 aus dem Protektorat, mehr als 42 000 aus Deutschland und über 15 000 aus Österreich, außerdem noch kleinere Gruppen aus den Niederlanden, Dänemark, der Slowakei und Ungarn. Über 33 000 Menschen – mehrheitlich ältere – starben in Theresienstadt an Krankheiten und Unterernährung. Die meisten Familien waren getrennt untergebracht, Männer und Frauen in verschiedenen Behausungen oder Räumen. Die Zimmer enthielten von Insassen hergestellte Stockbetten und beherbergten zwischen acht und sechzig Insassen. Theresienstadt stand unter SS-Verwaltung, da aber nur dreißig SS-Angehörige anwesend waren, übernahmen tschechische Gendarmen, die alle drei Monate ausgetauscht wurden, die Bewachung.

Es gab eine jüdische Selbstverwaltung, die ein komplexes System von Abteilungen hervorbrachte.<sup>3</sup> Theresienstadt war eher über- als unterorganisiert. Das Ghetto wurde jedoch nie ein Arbeitslager. Auf Grund der heruntergekommenen Verhältnisse in der Stadt und des hohen Anteils alter und kranker Menschen mussten 90 Prozent der Arbeitsleistung für die Erhaltung der Infrastruktur des Ghettos verwendet werden.<sup>4</sup> Es bestand für jeden zwischen 14 und 60 Jahren Arbeitspflicht (die Grenzen veränderten sich im Laufe der Zeit). Wer über 60 Jahre alt war, brauchte nicht zu arbeiten, wollte er doch tätig sein, musste er einen Abteilungsleiter finden, der ihn beschäftigte. Daher bezeichne ich als „alt“ die über 60-Jährigen.

Die Lebensmittel wurden im Ghetto nach dem jeweiligen Status als Arbeitskraft verteilt. Es gab ein kompliziertes System der Zuteilung, nach dem entschieden wurde, wer berechtigt war, Sonderrationen und Zubuten zu empfangen. Grob gesprochen wurde zwischen Schwerarbeiter, Normalarbeiter, Krankem und Nichtarbeiter unterschieden. Zwar ist eine Tabelle der pro Tag in jeder Kategorie zugeteilten Kalorien überliefert, nach der Nichtarbeiter 1487 Kalorien erhalten sollten. Tatsächlich fielen aber in der Praxis die Portionen der Nichtarbeiter jedoch anders aus, waren oft kleiner und enthielten vor allem keine Vitamine, Ballaststoffe oder Eiweiß. Nur diejenigen, die schwere körperliche Arbeit zu leisten hatten, etwa Handwerker oder Köche, schafften es in die Kategorie „Schwerarbeiter“.

Ab Juni 1942 wurden bestimmte Gruppen von Juden aus ganz Deutschland, insgesamt 42 000, nach Theresienstadt verbracht. Das Referat IVB4 des Reichssicherheitshauptamts hatte die Deportation der über 65 Jahre alten gebrechlichen Juden mit Ehegatten, dekoriertes Weltkriegsteilnehmer mit ihren Frauen, jüdischer Partner aus nicht mehr beste-

<sup>3</sup> Für einen Überblick siehe die zwei Gliederungen (August 1944 und Januar 1945) in YVA, O64, 24.

<sup>4</sup> Siehe Miroslav Kárný, „Pracovní“ či „zaopatřovací“ Terezín? Iluze areality tzv. produktivního ghett, in: Litoměřicko XXV (1989), S. 95–107.

henden Mischehen und solcher jüdischer „Mischlinge“, die nach den Nürnberger Gesetzen als Juden galten („Geltungsjuden“), verfügt, ferner der Funktionäre der Reichsvereinigung der Juden; auch untergetauchte Juden, die aufgespürt worden waren, wurden, wenn sie Glück hatten, nicht nach Auschwitz, sondern nach Theresienstadt verschickt. Beim Kriegsende, von Januar 1945 an, wurden die meisten jüdischen Partner aus noch bestehenden Mischehen hierher gebracht.<sup>5</sup>

Die Schaffung dieser speziellen Kategorien hatte eine beruhigende Wirkung: Die Deportierten erwarteten günstigere Lebensbedingungen in einer Stadt mit einem angenehmen Klima. Viele der deutschen Juden rechneten damit, dass Theresienstadt in ihr Erfahrungsschema passte, dass es zu den böhmischen Badeorten gehörte, zu Karlsbad, Franzensbad und Marienbad.

## Zahlen und Menschen

Es waren meist ältere Menschen, vor allem Frauen (die zwei Drittel der Deportierten in den deutschen Transporten ausmachten), die aus dem „Altreich“ nach Theresienstadt verbracht wurden. Wie Rita Meyhöfer in ihrer Studie über die Berliner Deportierten nach Theresienstadt zeigte, handelte es sich bei ihnen um Angehörige der Mittelklasse und der oberen Mittelklasse. Die Mehrheit der aus Berlin Deportierten hatte zuvor in Wilmersdorf, Charlottenburg und Schöneberg gewohnt.<sup>6</sup>

Fast drei Viertel der Deportierten (73 Prozent) waren älter als 60 Jahre, und darin sind die Mischehen-Transporte des Winters 1945 enthalten, die im Durchschnitt wesentlich jünger waren. Der typische Ankömmling aus Berlin war eine 79 Jahre alte Frau. Großen Teilen der eintreffenden deutschen und österreichischen Juden wurden Unterkünfte in den unmöblierten Dachböden der großen Kasernen zugewiesen, dies waren in dem bereits überfüllten Ghetto die einzige verfügbaren noch leeren Räume, weil sie als Unterkunft so wenig geeignet waren. Die alten Leute lagen hier auf dem nackten Boden; die nächsten Waschgelegenheiten befanden sich in einem tiefer gelegenen Stockwerk oder im Freien. Ab 1943, als sich die Verhältnisse in Theresienstadt etwas besserten, lebten die deutschen Juden zumeist nicht mehr in Kasernen, sondern in Häusern – doch waren die Kasernen geräumiger und verfügten oft über bessere Infrastruktur.<sup>7</sup>

Das Zusammenwirken elender Wohnverhältnisse, mangelhafter Ernährung und Alter sowie minimaler medizinischer Versorgung führte alsbald zu vielfachem Tod unter übel-

<sup>5</sup> Beate Meyer, „Altersghetto“, „Vorzugs Lager“ und Tätigkeitsfeld: Die Repräsentanten der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland und Theresienstadt, in: Theresienstädter Studien und Dokumente 2004, S. 124–149; Alfred Gottwaldt/Diana Schulle, Die „Judendeportationen“ aus dem Deutschen Reich 1941–1945, Wiesbaden 2005. Die Kategorien bedeuten jedoch nicht, dass alle Älteren über 65 Jahre tatsächlich nach Theresienstadt deportiert wurden: Im Jahr 1942 gerieten 37% der Menschen aus dieser Gruppe, die noch in Deutschland waren, in einen der *Ostransporte*.

<sup>6</sup> Rita Meyhöfer, Berliner Juden und Theresienstadt, in: Theresienstädter Studien und Dokumente 1999, S. 31–51.

<sup>7</sup> Die meisten der von mir untersuchten Diaristen und Autoren von Erinnerungsberichten schreiben darüber, dass sie in Häusern lebten, im Unterschied dazu lebten die jüngeren Menschen gewöhnlich in Baracken. Siehe auch Margarete Peddes (Archiv Památníku Terezín/Archiv der Gedenkstätte Theresienstadt [APT], A, 10549) und Arnošt Kleins Tagebuch (Archiv Židovského muzea Prahy/Archiv des Jüdischen Museums in Prag [AŽMP], Terezín, 324) (beide waren Hausälteste und schrieben ausführlich über ihre Hausbewohner).

ten Bedingungen. Im September 1942, als die Belegung mit 60 000 Insassen ihren Höhepunkt erreichte, starben 3 976 Personen; älter als 65 Jahre waren 3 700, und 2 450 kamen aus dem „Altreich“. Die SS „löste“ das Problem der Überbelegung, indem sie alte Menschen gezielt nach Treblinka schickte; niemand von ihnen hat überlebt. Nach der Welle der Treblinka-Transporte waren nur noch 33 Prozent der Ghetto-Insassen älter als 65 Jahre. Gegen Ende 1942, dem Jahr, in dem die meisten deutschen Juden dort eintrafen (insgesamt 33 505 Menschen), änderte sich gleichzeitig die Zusammensetzung: 8 953 starben dort, 6 913 wurden in die Lager im Osten verbracht. Am 31. Dezember 1942 war nur noch die Hälfte der deutschen Deportierten am Leben und somit auch in Theresienstadt. Nur einmal erwies sich hohes Alter als Vorteil: Während der im Herbst 1944 stattfindenden Liquidierungs-Transporte schützte die SS die über 65-Jährigen, um die Illusion des Altersghettos zu erhalten. Zwischen Ende Oktober 1944, als der letzte Transport nach Auschwitz ging, und Anfang Januar 1945, als aus dem Protektorat eine erhebliche Anzahl von Juden aus Mischehen anlangte, waren die deutschen Juden eine ebenso starke Gruppe wie die tschechischen.<sup>8</sup>

Da die große Mehrheit der deutschen Juden älter als 60 Jahre war, unterlagen sie nicht mehr der Arbeitspflicht; oft waren die alten Menschen ohnehin zu krank oder zu schwach. Sie zählten dann allerdings zur Kategorie der Nichtarbeiter, die nur ein Minimum an Lebensmitteln erhielt. Aber selbst wenn die Älteren arbeiteten, erreichten sie selten vorteilhafte Stellungen, in denen sie Zugang zu Sonderzuteilungen oder gar Schwerarbeiterrationen gehabt hätten. Der Mangel an Nahrung hatte fatale Folgen. Die Menschen wurden schwächer und konnten nicht einmal leichtere Krankheiten abwehren. Infektiöse Enteritis trat so häufig auf, dass man sie „terezinka“ nannte; ihre Opfer starben an Dehydrierung und Herzschwäche. Im Frühjahr 1943 besuchte Karl Loewenstein, der Leiter der Ghettowache, die Pathologie. Er war schockiert: „Die Leichen der Verstorbenen, die ich hier sah, bestanden lediglich aus mit Haut überzogenen Knochen. Diese Toten waren im wahrsten Sinne des Wortes verhungert. Ich sah Leichen, die nicht schwerer waren als ein kleines Kind.“<sup>9</sup> Als er nachfragte, bestätigten die Ärzte, dass solche Leichen gang und gäbe seien.

Im Folgenden wird die Sterblichkeit alter Menschen in Theresienstadt analysiert.<sup>10</sup> Gibt es signifikante Unterschiede hinsichtlich Geschlecht und Herkunft? Der Schwerpunkt liegt auf den drei größten Gruppen: den älteren Deutschen, Tschechen und Österreichern. Die nachstehende Tabelle bietet einen Überblick über die über 65-Jährigen, die entweder im Ghetto starben oder dort befreit wurden – die in Lager im Osten Deportierten sind also ausgeschlossen.

Die Sterberate älterer deutscher Juden lag etwas höher als die der tschechischen und österreichischen Juden. Alte tschechische Jüdinnen verzeichneten die „niedrigste“ Sterblichkeit, 84,47 Prozent, ältere deutsche Männer die höchste, 92,60 Prozent. Alles in allem ist das Ergebnis insofern überraschend, als die Differenz nur sieben Prozent beträgt. Die

<sup>8</sup> Am 29.10.1944 lebten 3 671 deutsche und 3 764 tschechische Juden im Ghetto (Menschen aus dem Sudetengau wurden als Tschechen gezählt). Vojtěch Blodig irrt in seiner Kalkulation, zu diesem Zeitpunkt wären deutsche Juden in der Mehrheit gewesen: Blodig, Die letzte Phase der Entwicklung des Ghettos Theresienstadt, in: Miroslav Kárný/Vojtěch Blodig/Margita Kárná (Hrsg.), Theresienstadt in der „Endlösung der Judenfrage“, Prag 1992, S. 267–278, hier S. 268.

<sup>9</sup> Karl Loesten [Nachkriegsnachname Loewensteins], Aus der Hoelle Minsk in das „Paradies“ Theresienstadt 1941–1945, Leo Baeck Institute New York (LBI NY), ME 398, S. 262.

<sup>10</sup> Ich möchte meinem Vater Radko Hájek für seine Hilfe bei der Analyse dieser Daten danken.

Tabelle 1

| Gruppen                | Insgesamt | In Theresienstadt<br>verstorben | Prozent |
|------------------------|-----------|---------------------------------|---------|
| Tschechische Frauen    | 3 225     | 2 724                           | 84,47   |
| Tschechische Männer    | 2 431     | 2 067                           | 85,03   |
| Deutsche Frauen        | 12 268    | 11 133                          | 90,75   |
| Deutsche Männer        | 6 865     | 6 537                           | 92,60   |
| Österreichische Frauen | 3 833     | 3 272                           | 85,36   |
| Österreichische Männer | 2 371     | 2 120                           | 89,41   |

tschechischen Juden kamen häufig mit ihren Kindern und Enkeln ins Ghetto, während die Familien der deutschen Deportierten meist emigriert oder in andere Lager verschleppt worden waren; außerdem wurden ältere deutsche Juden gezielt nach Theresienstadt deportiert. Man sollte annehmen, dass die Anwesenheit der Familie die Sterberate der tschechischen Alten herabgesetzt haben würde, doch war das offensichtlich nicht der Fall. Viele junge tschechische Juden erwähnen die Anwesenheit ihrer Großeltern und deren rapides Hinscheiden.<sup>11</sup> In dieser Hinsicht ist die Sterblichkeit der deutschen Juden also nicht außergewöhnlich hoch. Es ist auch merkwürdig, dass die österreichische Rate nicht höher liegt, da die älteren österreichischen Juden ohne ihre Familien in Theresienstadt ankamen.

Sybil Milton sagte in ihrem bahnbrechenden Artikel „Women and the Holocaust“, Frauen hätten sich in Konzentrationslagern und Ghettos besser angepasst und daher manchmal bessere Überlebenschancen gehabt.<sup>12</sup> Auf Miltongs Aufsatz gestützt, hat Anita Tarsi die Situation der älteren deutschen Frauen in Theresienstadt untersucht. Sie kam zu dem Ergebnis, dass diese in der Tat eine höhere Überlebensrate hatten als die älteren deutschen Männer.<sup>13</sup> Zwar fehlt uns zuverlässiges Material zur Überprüfung der Behauptung Sybil Miltongs, doch dank der Häftlings-Datenbank des Instituts Theresienstädter Initiative können wir die Lage in Theresienstadt genauer in Augenschein nehmen und Tarsis These überprüfen.

Wenn wir die oben gezeigte Tabelle betrachten, sehen wir, dass die Sterblichkeitsrate der Frauen nicht wesentlich geringer ist als die der Männer; die Differenz ist noch kleiner als bei den nationalen Gruppen. Jedenfalls ist der gewiss vorhandene Unterschied nicht groß genug, um außerhalb des historischen Zusammenhangs relevant zu sein. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts und seit es eine bessere medizinische Versorgung der Frauen gibt, vor allem gynäkologische Fürsorge, haben Männer eine kürzere Lebenserwartung als Frauen. Die alten deutschen Juden, die nach Theresienstadt deportiert wurden, zwischen

<sup>11</sup> Miloš Pick, Naděje se vzdát neumím, Brno 2010, S. 35. Vgl. auch Interview von Irena S., AŽMP, Vzpomínky, 407.

<sup>12</sup> Sybil Milton, Women and the Holocaust: The Case of German and German-Jewish Women, in: Renate Bridenthal/Atina Grossmann/Marion Kaplan (Hrsg.), When Biology Became Destiny: Women in Weimar and Nazi Germany, New York 1984, S. 297–333, hier S. 311 und 313. Diese Aussage muss in dem Kontext gesehen werden, dass die Mehrzahl der Lagerüberlebenden Männer waren, und Frauen viel schlechtere Chancen hatten, die Selektion zu überstehen.

<sup>13</sup> Anita Tarsi, Das Schicksal der alten Frauen aus Deutschland in Theresienstadt, in: Theresienstädter Studien und Dokumente 1998, S. 100–130.

1860 und 1883 geborene Menschen, gehörten der ersten Generation an, auf die diese Verbesserung des Gesundheitswesens Einfluss gehabt hatte. Die Differenz in den Sterblichkeitsraten der Männer und Frauen ist also die Folge des historischen medizinischen Fortschritts, nicht einer besseren Anpassung der Frauen. In einem zweiten Schritt wird nun die Periode zwischen der Ankunft in Theresienstadt und dem Tod untersucht, wiederum mit der Frage, ob Unterschiede zwischen Männern und Frauen festzustellen sind.

Tabelle 2<sup>14</sup>

| Gruppe           | Tag -19 | 20-49 | 50-99 | 100-199 | 200-299 | > 499 | Gesamt | Median |
|------------------|---------|-------|-------|---------|---------|-------|--------|--------|
| Tsch. Fr.        | 463     | 385   | 524   | 560     | 569     | 222   | 2 723  | 98     |
| Tsch. M.         | 250     | 278   | 375   | 482     | 520     | 162   | 2 067  | 124    |
| Dt. Fr.          | 1 731   | 1 711 | 1 702 | 2 811   | 2 106   | 1 023 | 11 084 | 112    |
| Dt. M.           | 817     | 974   | 1 028 | 1 646   | 1 304   | 567   | 6 336  | 117    |
| Östr. Fr.        | 377     | 523   | 626   | 788     | 620     | 316   | 3 250  | 109    |
| Östr. M.         | 214     | 309   | 379   | 515     | 490     | 200   | 2 107  | 144    |
| <b>Insgesamt</b> |         |       |       |         |         |       |        |        |
| Tsch.            | 715     | 665   | 900   | 1 049   | 1 090   | 384   | 4 803  | 108    |
| Dt.              | 2 579   | 2 716 | 2 758 | 4 494   | 3 437   | 1 604 | 17 588 | 114    |
| Östr.            | 591     | 832   | 1 005 | 1 303   | 1 110   | 517   | 5 358  | 115    |

Ältere Frauen starben also in Theresienstadt wesentlich früher als Männer. Tschechische jüdische Frauen starben im Durchschnitt innerhalb von 98 Tagen nach ihrer Ankunft, die Männer innerhalb von 124 Tagen. Für die deutschen Juden betrug die Differenz nur fünf Tage (112 für die Frauen, 117 für die Männer). Die älteren Tschechen starben früher als die Deutschen und Österreicher. Die meisten Menschen, 24,7 Prozent, starben zwischen dem 100. und dem 199. Tag nach der Ankunft, die zweitgrößte Gruppe, 20,4 Prozent, zwischen dem 200. und dem 499. Tag. Eine Analyse dieser traurigen dünnen Zahlen legt mehrere Folgerungen nahe: Erstens: Die Älteren starben nicht unmittelbar nach ihrer Ankunft, wie es in Erinnerungsberichten oft gesagt wurde. Wurden sie nicht weiter deportiert, lebten sie lang genug – zwischen drei Monaten und anderthalb Jahren –, um als Lagerinsassen präsent zu sein. Zweitens: Ältere Frauen starben ebenso oft wie die Männer und in der Regel früher als diese, um rund 10 Prozent: Die Frauen schieden im Durchschnitt nach 109, die Männer nach 120 Tagen dahin. Wir können also Tarsis These widerlegen.

Natürlich könnten und sollten diese Ergebnisse noch weiter geprüft werden. Es wäre zum Beispiel interessant, das genaue Alter der über 65 Jahre alten Männer und Frauen – am Tag ihres Todes in Theresienstadt – herauszufinden. Vielleicht waren die Frauen im Durchschnitt älter. Auch ist zu bedenken, dass viele der deutschen Frauen allein eintrafen, die meisten Männer hingegen mit ihrer Frau. (In die Emigration gingen mehr Männer als Frauen.) Es müsste also festgestellt werden, ob jene ohne Partner früher starben. Überdies wäre danach zu fragen, in welchem Maße die Transporte nach Osten unsere

<sup>14</sup> Median bedeutet hier den Mittelwert der Verteilung der Anzahl der Tage zwischen Ankunft und Tod. Für einige Personen (sehr wenige, zum Beispiel 13 der älteren tschechischen Juden) können wir das Geschlecht nicht feststellen, daher der Unterschied in der Gesamtzahl.

Statistik beeinflussen. Derartige Forschungen kosten jedoch viel mehr Zeit und Energie als die hier vorgelegte Untersuchung, die einen quantitativen Rahmen zu der anschließenden qualitativen Analyse zeigen sollte. Quantitative Analysen können also, wann immer sie möglich sind, sehr hilfreich sein bei der Ausbalancierung qualitativer Feststellungen oder zu neuen Fragestellungen führen.

## Leben in Theresienstadt

Nahezu alle Zeugnisse zu diesem Thema stimmen darin überein, dass die tschechisch-jüdische Mehrheit gegen die deutschen Juden voreingenommen war. Doch ergab sich solche Voreingenommenheit aus einem asymmetrischen Verhältnis. Jede Gemeinschaft entwickelt Annahmen über in ihr existierende Gruppen, dazu gesellen sich Machtstrukturen, die von Faktoren wie Alter, Ankunftszeit, Kultur und Herkunft abhängen. In Theresienstadt war die Tatsache, dass die tschechischen Juden zuerst da waren, sieben Monate vor den deutschen, ein wichtiger Faktor in der Gestaltung der Struktur der Gemeinschaft. Ferner stellten sie für einige Zeit die absolute Mehrheit dar und blieben auch danach die größte Gruppe im Ghetto. Die jungen tschechischen Juden wurden die sozial dominante Gruppe im Ghetto; sie hatten den besten Zugang zu Ressourcen und waren gleichzeitig eine Gruppe mit hohem sozialen Status und Prestige.<sup>15</sup>

Kurzum, die tschechischen Juden waren die soziale Elite im Ghetto, und für sie rangierten die deutschen Juden am unteren Ende der sozialen Hierarchie. Letztere kamen erst seit Juni 1942 an, sie waren alt, schwach, verwirrt, sprachen kein Tschechisch und hatten kaum eine Vorstellung von tschechischer Kultur, Geschichte oder Politik. Für sie war die Tschechoslowakei das Land mit dem Dreibädereck<sup>16</sup> und jenes, in das einige ihrer Freunde und Verwandten emigriert waren. Theresienstadt war in diesem Sinne die erste Begegnung der Reichsdeutschen mit etwas Tschechischem, wo das deutsche Element nicht a priori das stärkere darstellte.

Meine Forschung zeigt den kräftigen, ja dominanten Einfluss von Nationalität als einem kategorisierenden Faktor in der Zwangsgemeinschaft. Die meisten Insassen eines jüdischen Ghettos dachten in Stereotypen, die nationalistischen Anschauungen entstammten und während der ganzen Dauer von Theresienstadt recht lebendig blieben.<sup>17</sup> In diesen Anschauungen mischten sich nationale, ethnische, kulturelle und biologisierende Elemente. So wurde zum Beispiel von den deutschen Juden gesagt, sie sähen so und so aus und verhielten sich dementsprechend – nur weil sie aus Deutschland kamen.

Den tschechischen Juden stand ein ganzes Arsenal negativer historischer Stereotype zur Verfügung, aus dem sich alle in Theresienstadt vertretenen Generationen und die Men-

<sup>15</sup> Anna Hájková, Die fabelhaften Jungs aus Theresienstadt. Junge tschechische Männer als dominante soziale Elite im Theresienstädter Ghetto, in: Christoph Dieckmann/Babette Quinkert (Hrsg.), Im Ghetto. Neue Forschungen zu Alltag und Umfeld (= Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus, 25), Göttingen 2009, S. 116–135.

<sup>16</sup> Für eine herausragende kulturgeschichtliche Untersuchung der jährlichen Kurreisen-Rituale siehe Miriam Triendl-Zadoff, Nächstes Jahr in Marienbad. Gegenwelten jüdischer Kulturen der Moderne, Göttingen 2007.

<sup>17</sup> Zum stärker werdenden Nationalismus in der Tschechoslowakei in dieser Zeit siehe u.a. Tara Zahra, Kidnapped Souls: National Indifference and the Battle for Children in the Bohemian Lands, 1900–1948, Ithaca 2008.

schen der verschiedenen Regionen bedienten, ob sie nun Tschechisch, Deutsch oder beides sprachen. Jiří Borskýs Meinung ist ein gutes Beispiel dafür, was viele tschechische Juden über die neu eintreffenden Deutschen dachten: „Unangenehme Nachricht war die Ankunft des ersten Transports aus Berlin am 2. Juni 1942. Es war ein fremdes und fremdsprachiges Element, sehr unterschiedlich in ihren saupreußischen Gewohnheiten. Wir fürchteten zurecht, dass die SS die Juden aus dem Reich bevorzugen wird.“<sup>18</sup>

Solch feindseliger Ton blieb den deutschen Juden nicht verborgen. Die eben zitierte Kritik findet ihr Gegenstück in der Aussage Egon Strassburgers, eines älteren Berliner Juden, der 1943 nach Theresienstadt verbracht wurde:

„Die Tschechen mochten die Deutschen nicht lieben, und sie waren leider immer der Meinung, dass die deutschen Juden schuld an Hitlers Debut waren. Und bewies der Deutsche Anhänglichkeit an sein Vaterland, so behaupteten die Tschechen, dies wäre ein schlechter Zug. Dabei liebte niemand leidenschaftlicher die Heimat als der Tscheche, der geradezu von einem besonderen Chauvinismus war. Die Tschechen hatten ja niemals unter Benesch [sic] und Masaryk zu leiden gehabt.“<sup>19</sup>

Kurz gesagt, die deutschen Juden kamen in eine Gemeinschaft, deren älteste und stärkste Gruppe missgünstige und ziemlich konstante Vorurteile gegen die Neuankömmlinge hegte. Das war eine Gegebenheit, mit der sie irgendwie zureckkommen mussten.

Von dem Schock abgesehen, den die Deportationen in den Osten verursachten (den Menschen war ja gesagt worden, Theresienstadt sei ihre endgültige Bestimmung), war die zweite Sorge eines jeden Häftlings der Hunger. Menschen, die Nichtarbeiter-Rationen erhielten, drohte der Hungertod. Das traf vor allem alte Menschen und somit den Großteil der deutschen Juden.

Und so hungerten die älteren deutschen Juden, verloren an Gewicht und mussten zusehen, wie ihre Freunde und Bekannten starben. Gewicht wurde zu einem der zentralen Themen in den Tagebüchern und den Aussagen der ersten Nachkriegszeit. Menschen verloren 30 bis 40 kg im Laufe eines Jahres, und wenn sie dann nicht starben, blieb ihr Gewicht konstant. Louis Salomon, ein 74 Jahre alter Berliner, wunderte sich sehr darüber, dass er 48 kg verlieren und trotzdem am Leben bleiben konnte.<sup>20</sup>

Die Menschen suchten, so gut sie es vermochten, eine gute Stellung zu bekommen, wo sie entweder sogenannte Zubußen erhielten oder aber eine Tätigkeit ausübten, in der sie an zusätzliche Lebensmittel kamen, sei es durch bevorrechneten Zugang, sei es durch Diebstahl. Viele der deutschen Juden fanden, dass im Ghetto Arbeiten nicht nur gutes Verhalten war, sondern für die Älteren über Leben und Tod entschied. Martha Glass aus Hamburg, die ihren Mann in Theresienstadt verlor, notierte in ihrem Tagebuch sechs Wochen nach ihrem 65. Geburtstag: „Ich selbst hätte zu gerne eine mir zusagende Arbeit, kann aber in meinem Alter nichts mehr finden. Nur Arbeitende sind hier Menschen, bekommen extra Rationen usw., Bäder. Alle alten Leute sind überflüssig und sollten verrecken. Wie lange werde ich es aushalten!!!!“<sup>21</sup>

<sup>18</sup> Jiří Borský, APT, A, 476. Hier und im Folgenden meine eigene Übersetzung aus dem Tschechischen. Für einen ähnlichen Tonfall siehe den Eintrag vom 19.1.1943 in Arnošt Kleins Tagebuch.

<sup>19</sup> Manfred Strassburger, YVA, O33, 988. Siehe auch den Brief „an unbekannte Freunde“ von Elly und E. Michaelis, LBI NY, AR 11148 (nach Februar 1945 in der Schweiz geschrieben).

<sup>20</sup> Tagebuch von Louis Salomon (nach Mai 1945 geschrieben, dieser Eintrag wurde also in der Rückschau verfasst), YVA, O33, 1560.

<sup>21</sup> Martha Glass, „Jeder Tag in Theresin ist ein Geschenk“. Die Theresienstädter Tagebücher einer Hamburger Jüdin 1943–1945, hrsg. von Barbara Müller-Wesemann, Hamburg 1996, Eintrag vom 19.3.1943.

Mit dem Lebensmittelproblem war auch die Frage von Post und – ganz besonders – Paketen verbunden. Die Anzahl der Lebensmittelpakete, die von außen ins Lager kamen, variierte erheblich, aber meist war der größte Teil der ankommenden Post adressiert an tschechische Juden. Nur Menschen aus dem Protektorat konnten viermal im Jahr ein 20-kg-Paket schicken; jedermann sonst, einschließlich der tschechischen Juden, durfte 2-kg-Pakete empfangen, so oft sie eben kamen. Doch auf Grund der hohen tschechischen Mischehenrate der Vorkriegszeit und nichtjüdischen Freunde erhielten die meisten tschechischen Juden ziemlich regelmäßig Pakete, während das in der deutschen Gruppe nur bei einer Minderheit der Fall war. Es ist daher nicht überraschend, dass nahezu alle deutschen Juden ihre Mithäftlinge beneideten. Käthe Breslauer, eine ehemalige Lehrerin aus Berlin, sagte im Rückblick: „Während die Reichsdeutschen nur kleine Päckchen erhalten durften, bekamen die Tschechen Riesenpakete, die ihnen von Bekannten, denen sie Überweisungsscheine ausgehändigt hatten, übersandt wurden.“<sup>22</sup> Jedoch konnte der Schein, der einen nichtjüdischen Freund berechtigte, ein Paket zu schicken, die sogenannte Zulassungsmarke, von den tschechischen Insassen ihren nichtjüdischen Bekannten nicht einfach zugeschickt werden: Die Übersendung von Paketen war ein recht komplizierter Vorgang.<sup>23</sup> Indes wurden tschechische Juden, die Pakete in Empfang nehmen konnten, zu einem ständigen und mit wachsender Bitterkeit durchsetzten Thema in den Berichten deutscher Juden. Die Pakete der Anderen erschienen immer größer und gehaltvoller, sie trafen regelmäßiger ein – und ihr Inhalt wurde nicht geteilt.

Die meisten Insassen lebten in nach Geschlechtern getrennten Massenunterkünften, auf die alle Neuankömmlinge von der „Raumwirtschaft“ verteilt wurden. Das führte zu einer recht heterogenen Gesellschaft. Louis Salomon, der zu der kleinen Gruppe orthodoxer Juden gehörte, hat seine sechzehn Zimmergenossen anschaulich geschildert:

„Der Stubenaelteste war aus Wien, ein geborener Ungar, 74 Jahre alt, ein sonst guter Kerl, aber sehr jahzornig, er machte allerhand Geschäfte mit Goldsachen, Kleidungsstuecken und anderes. Nr. 2, ein Rechtsanwalt aus Breisberg, auch ueber 70, ein sehr netter Mensch. Nr. 3, ein Arzt aus dem Protektorat, ein sehr vornehmer Herr, der immer Hunger hatte. Nr. 4, ein Bankprokurist aus Wien, Zionist und trotz seines Berufs Geldveraechter. Nr. 5, ein Diplomkaufmann aus Berlin, Zionist und Jugendfuehrer. Nr. 6, ein Pelzhaendler aus Wien, polnischer Nationalitaet. Nr. 7, ein Herr aus Wien, der alles verstehen wollte, aber kein Vertrauen genoss. Nr. 8, ein pensionierter hoher Eisenbahn-Ingenieur aus Prag, der nichts von Judentum hielt. Nr. 9 ein Juwelenhaendler aus Wien, der des morgens Talles und Tefillen legte, dann aber die Menschen betrog. Nr. 10, ein Handelsvertreter aus Breslau, zaenisch und rechthaberisch. Nr. 11, ein Konfektionaeer aus Breslau, ein sehr netter Mensch. Nr. 12, Inhaber einer Moebelfabrik aus Breslau, ein wenig angenehmer Bursche. Nr. 13, ein Kuerschner aus Berlin, der im Norden ein Pelzgeschaeft hatte. Nr. 14 ein Kaufmann aus Bonn am Rhein der dort Putzgeschaeft hatte. Nr. 15, ein kriegsverletzter Reisender aus Berlin, aus den niedrigsten Volksschichten stammend, ein Vielfrass, der mein und dein nicht unterscheiden konnte. Nr. 16, ein ehemaliger Rittmeister, ich glaube aber Rittmeister aus einem Gestuet, ein Ungar, der sehr unangenehm war und von allen gemieden wurde. Der Hausaelteste war auch Czeche, ein ehemaliger kleiner Gastwirt vom Lande, der uns Juden aus Deutschland moeglichst zuruecksetzte. Auch ich gehoerte nicht zu seinen Freunden, da er mich zuruecksetzte und mir die Zulagen, die mir als Arbeiter zustanden, zurueckhielt und anderen zuteilte.“<sup>24</sup>

<sup>22</sup> Käthe Breslauer, Wiener Library London (WL), P.III.h, 215 (15. 1. 1956).

<sup>23</sup> Wie dargestellt bei František Beneš/Patricia Tošnerová, Pošta v ghettu Terezín = Die Post im Ghetto Theresienstadt = Mail Service in the Ghetto Terezín, Praha 1996.

<sup>24</sup> Tagebuch von Louis Salomon, YVA, O33, 1560.

Menschen aus früheren Mischehen waren oft Eltern, und die zurückgelassenen Kinder stellten eine Verbindung zur nichtjüdischen Gesellschaft dar. Die Position der „arisch Versippten“ kam mit spezifischen Vor- und Nachteilen. Einerseits verfügten sie über einige Verwandte, die ihnen schrieben und Pakete schickten, die sie buchstäblich durchfütterten. Sie hatten außerdem „einen Grund zu überleben“, jemand, der draußen auf sie wartete und mit dem sie in Verbindung standen, anders als viele deutsche Juden, die den letzten Brief von ihren emigrierten Kindern schon vor Jahren bekommen hatten. Unter den Überlebenden finden wir einen überproportionalen Anteil von Partnern früherer Mischehen.<sup>25</sup> Die briefliche Verbindung war aber nur einer der Faktoren, der zu ihrem Überleben beitrug. Wer aus einer Mischehe kam, war im Durchschnitt jünger und überdies später nach Theresienstadt deportiert worden, als die Verhältnisse etwas besser waren. Auch genossen Partner von Mischehen einen gewissen Schutz vor Transporten nach Auschwitz.<sup>26</sup>

Auf der anderen Seite bezeugen die Tagebücher dieser Leute ihre extreme Einsamkeit; sie lebten von Brief zu Brief. Wer Kinder, „Mischlinge“, in Deutschland hatte, litt überdies unter quälender und ständiger Ungewissheit. Auf Nachrichten zu warten, führte auch zu sozialer Unsicherheit, die Menschen fragten sich, ob die Deportation nicht ihr Ansehen geschmälert, die Zuneigung ihrer Verwandten geschwächt und ihre Autorität als Eltern beschädigt hatte. Da sie fast nichts über die Mechanismen der langsamsten und unzuverlässigen Postzustellung für Theresienstadt wussten (Postkarten konnten monatelang unterwegs sein, wenngleich Pakete nur normale Zeit brauchten), nahmen viele das Ausbleiben von Post als Zeichen abnehmender Zuneigung, oder sie glaubten, man hätte die Kinder als jüdisches deportiertes Elternteil in Verlegenheit gebracht. Margarete Pedde sprach in ihrem Tagebuch ihre Tochter an: „Schämst Du Dich etwas, daß Deine Mami im Ghetto ist? Aber nein – das tust Du nicht. So viel Gedanken schwirren mir durch den Kopf.“<sup>27</sup>

Pedde hatte ihre schwangere Tochter Inge zurücklassen müssen. Deren Freund war ein Nichtjude, und auf Grund der Nürnberger Gesetze konnten sie nicht heiraten. Für ein bürgerliches Milieu eigentlich eine unvorstellbare Situation, die jedoch unter den gegebenen Umständen akzeptiert wurde.<sup>28</sup> Wann immer sie ein kleines Kind sahen – meistens ein tschechisches Kind –, wurden die jüdischen Eltern und Großeltern daran erinnert, dass sie bei wichtigen Familieneignissen nicht dabei waren: wenn ihre Kinder Babysachen kauften, bei der Geburt von Enkelkindern und bei deren ersten Zähnen, Geh- und Sprechversuchen. Pedde brachte im August 1943 ihre ganze Hilflosigkeit zum Ausdruck:

---

<sup>25</sup> In meiner Analyse von 78 Anträgen für den Status eines Opfers des Faschismus (OdF) waren 33 Mischehen, dies bedeutet einen viel größeren Anteil (42%) als der von Partnern aus Mischehen in den Transporten nach Theresienstadt. Centrum Judaicum Archiv Berlin (CJA), Collection 4.1 (OdF). Zudem ist ein großer Teil der Überlebendenberichte von Partnern aus Mischehen.

<sup>26</sup> H. G. Adler, Theresienstadt 1941–1945: Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft, Tübingen 1960, S. 224–240 und 193, behauptet, „Versippte“ [konnten sich] meist nicht [retten].“ Er hat allerdings keinerlei außer anekdotischen Nachweis dafür – das Register der „arischen“ Verwandten ist nicht überliefert (siehe auch die vorherige Anmerkung). Für einen Fall der Deportation siehe den Antrag von Erich Kalkstein, CJA, 4.1, 941.

<sup>27</sup> Tagebuch von Margarete Pedde, Eintrag vom 14. 10. 1943, AZMP, Terezín, 324.

<sup>28</sup> Ingeborg Hecht, Als unsichtbare Mauern wuchsen. Eine deutsche Familie unter den Nürnberger Rassengesetzen, Hamburg 1984. Hechts Vater, der von ihrer Mutter geschieden war, wurde nach Theresienstadt und von dort nach Auschwitz deportiert. Hecht (die in einer ähnlichen Situation war wie Peddes Tochter) bringt eine interessante Perspektive, wie die „arische“ Seite den Kontakt nach Theresienstadt aufrechterhielt.

„Liebe Inge! Ein kleines spielendes Kind von vielleicht acht Monaten (wie Gitta) [ihre Enkelin Brigitte] brachte mich derart zum Weinen, daß ich jetzt in der äußersten Ecke des Hauses auf einer Fensterbank sitze, schreibe und heule. Mein Heimweh wird täglich größer und mein Herzweh schlimmer. Schon mehr wie ein Jahr von Dir getrennt zu sein, hätte ich nie für möglich gehalten. In Gedanken bin ich immer bei Euch. Ich sehe die Kleine so deutlich vor mir, als ob ich sie greifen könnte. Wie ich das Kind lieb habe, ahnst Du kaum.“

In religiöser Hinsicht unterschieden sich die deutschen Juden von der tschechischen und der österreichischen Gruppe. Die überwältigende Mehrheit der nicht zum Christentum konvertierten deutschen Juden waren praktizierende Juden. Unter ihnen gab es kaum Atheisten oder Agnostiker, wie man sie häufig unter tschechischen Juden antraf. Auch brachten die deutschen Juden den konservativen Ritus mit, namentlich die Deportierten aus Frankfurt und Hamburg.<sup>29</sup> Dieser moderne und doch ausgesprochen konservative Ritus war den tschechischen Juden neu und unbekannt. Interessanterweise waren die Gottesdienste offenbar keine Stätte der Begegnung für die Juden unterschiedlicher geografischer Herkunft. Die Wiener, Frankfurter und die mährischen gläubigen Juden besuchten ihre jeweiligen Gottesdienste, obschon einige der deutschen Rabbis recht bekannt waren, so der Frankfurter Leopold Neuhaus, der einige Zeit als oberster Rabbi des Ghettos amtierte. Zwar fanden sich einige Intellektuelle, die manchmal an anderen Gottesdiensten teilnahmen oder sogar dort predigten, wie Leo Baeck, aber der „Normalverbraucher“ blieb in seiner oder ihrer lokal abgegrenzten Gemeinde. Hier zeigt sich, wie sehr Religion habituell verstanden wurde; sie bot Tröstung, aber nur im vertrauten Rahmen der eigenen Gemeinde.

Eine Ausnahme stellten die Christen im Ghetto dar, zwar getauft, doch „rassisches jüdisch“.<sup>30</sup> Es gab eine katholische sowie eine evangelische Gruppe, beide mit agiler Agenda. So organisierte die katholische Gemeinde Predigten, Bibellesungen, Hilfen für Kranke, religiöse Unterweisungen der Kinder und eine Vortragsreihe.<sup>31</sup> Beide christlichen Gemeinden waren aktiv in Anwerbung der katholischen oder evangelischen Neuankömmlinge. Dabei zählten die Katholiken Angehörige aller großen nationalen Gruppen in ihren Reihen; sie kamen aus Prag und Olomouc, Berlin und Wien, es gab Gottesdienste auf Tschechisch und Deutsch. Wieso waren es nur die Christen, die jenseits von ethnischen Trennlinien operierten? Es lag nicht nur an ihrer geringen Zahl, dass sie zusammenhielten – die Hamburger oder Frankfurter Gruppe praktizierender Juden war noch kleiner. Die Offenheit der christlichen Gemeinde wurde noch zusätzlich durch eine gewisse Verachtung ihrer Nachbarn und durch die nach außen wirkenden Kontakte der Aktivisten in der Gemeinde gefördert.

Was waren die zentralen Werte der alten deutschen Juden in Theresienstadt? Zum einen gab es den ständig wiederkehrenden Bezug auf den früheren Status und die Kontinuität der alten Muster. Für viele Männer waren es die Erlebnisse, die sie im Ersten Weltkrieg gehabt hatten. Sie sprachen von ihren militärischen Auszeichnungen, die sie auch in den

<sup>29</sup> Hamburg: Dora Lehmann, Erinnerungen einer Altonaerin 1866–1946, Hamburg 1998; Frankfurt: Erna Ogutsch an Else Christaller, 3. 2. 1946, Alte Synagoge Essen, AR 4729.

<sup>30</sup> Jana Leichsenring, Die katholische Gemeinde in Theresienstadt und die Berliner Katholiken, in: Theresienstädter Studien und Dokumente 2004, S. 178–222; Arthur Goldschmidt, Geschichte der evangelischen Gemeinde Theresienstadt 1942–1945, Tübingen 1948.

<sup>31</sup> Chronik der r.-k. Gemeinde Theresienstadt, passim, Diözesanarchiv Wien, Erzbischöfliche Hilfsstelle für nichtaristische Katholiken, Kassette 1. (Die Direktorin des DAW, Annemarie Fenzl, bereitet eine Edition der Chronik vor.)

diversen Anträgen hervorhoben,<sup>32</sup> doch war die Anhänglichkeit an Militärisches eben für jene deutschen Juden charakteristisch, die nicht emigriert waren: die älteren und politisch konservativen. Noch wichtiger war der Habitus der Fronterfahrung: Einige der Männer sprachen immer wieder davon, wie sie vier Jahre im Schützengraben überlebt hatten, umgeben vom Tod und ohne Möglichkeit, sich zu waschen; Theresienstadt konnte sie nicht beeindrucken.

Viele hielten sich an ihren früheren Stand oder ihren ehemaligen Beruf. Menschen, die Kollegen gewesen waren, erkannten einander auf der Straße wieder und trafen sich dann, um über die alten Zeiten zu reden.<sup>33</sup> Alte Leute, die sich, wenn sie mit jemand sprachen, sehr ernsthaft über den einstigen gesellschaftlichen Status erkundigten und ihr Verhalten danach einrichteten, waren so zahlreich, dass Witze darüber gemacht wurden. In Theresienstadt spielte es schließlich keine Rolle, ob jemand adelige Freunde hatte oder selber dem Adel angehörte; sie hausten alle im gleichen Raum, zogen sich vor anderen aus und um, trugen die gleiche Kleidung und warteten in der gleichen Schlange vor der Toilette.

Die Unterschiede der gesellschaftlichen Herkunft machten sich immer wieder bemerkbar.<sup>34</sup> Elisabeth Argutinsky, die aus Berlin stammende Witwe eines russischen Grafen, illustrierte die Bedeutung dieser Problematik bei der Schilderung ihrer Zimmergenossen: „Erschreckend war die Erkenntnis, wie dünn unsere Schicht war, und wie unmöglich, nach Aufgabe aller Begriffe der Ästhetik, der Kultur, des Individualismus es war, sich an alles zu gewöhnen, gewissermaßen sich die Angewohnheiten der Unkultivierten zu eignen zu machen.“<sup>35</sup> Indes machte Argutinsky ihren Frieden mit ihren Genossen, und sie schafften sich kleine Nischen. Leider wurde die Zimmerbelegschaft bei der nächsten Reorganisation auseinandergerissen – die Insassen des Ghettos mussten recht häufig umziehen. Argutinsky kam in die Nachbarstube mit 37 Insassen, und mit ihren neuen Genossen war sie gar nicht glücklich:

„Für beide Teile begann das Zusammenleben mit einem anderen Kulturniveau, ein schauderhafter Zustand, der mit unserem völligen Unterliegen endete. [...] Man nennt das Heraufkommen der Unkultivierten, ein Säfteanstieg von unten, ist hier das Schlimmste [...] alle sagen, solange wir noch mit Ariern zusammenlebten, nahmen sich die Juden zusammen – jetzt wird aus jedem Schachjuden ein Vorgesetzter.“

Die Erzählerin machte klar, dass sie, ein distinguiertes Individuum, mit ihrer neuen „proletarischen“ Umwelt nicht auskommen konnte. Sie fühlte sich nicht respektiert, verlangte von den anderen, ruhig zu sein und Rücksicht zu nehmen. Jedoch war sie allein, während ihre unmittelbaren Nachbarn zu einer fünfköpfigen Familie gehörten. In ihren eigenen Augen hatte Argutinsky das letzte Wort, die Macht der Interpretation. Ihre Dominanz ergab sich für sie aus dem Besitz eines wahrhaft sinnvollen inneren Wertes, nämlich von „Kultur“, unerreichbar für den „Plebs“. Selbst wenn sie sich „entzivilisieren“ musste, um

<sup>32</sup> Edmund Hadra, LBI NY, AR 1249, 2; auch beispielsweise die Gründe, die in den Ausreihungsanträgen gegeben wurden, YVA, O64, 12-22. Auf die militärische Erfahrung rekurrerten viele deutsche Juden, um ihren Status und ihre Männlichkeit zu bestätigen.

<sup>33</sup> Diese Treffen und Gespräche über den Beruf waren so beliebt, dass Philipp Manes in seine Vortragsreihe eine Serie über die Karriere der Menschen einbaute; Philipp Manes, Als ob's ein Leben wär. Tatsachenbericht Theresienstadt 1942–1944, hrsg. von Ben Barkow und Klaus Leist, Berlin 2004, S. 89f. und passim.

<sup>34</sup> Ich stütze mich in der Klassenanalyse auf Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a. M. 1982.

<sup>35</sup> Aufzeichnungen von Elisabeth Argutinsky, Eintrag vom 15. 3. 1943, Beit Terezin, 16.

im Ghetto überleben zu können, war, wie sie glaubte, ihr „Kultur“ angeboren, eine Art von innerem Kompass.

Schließlich ist festzuhalten, dass Argutinsky, wie viele andere deutsche Juden, wenn sie von Plebs sprach, selten ethnische Herkunft ins Spiel brachte. Das war für ihre Lage bezeichnend: Eine hierarchische Abgrenzung nach ethnischen Kategorien schied aus; deutsche Juden rangierten auf der Leiter der Theresienstädter Gesellschaft ganz unten. Sie akzeptierten ihre Position, ansonsten hätten auch sie eine ethnisch begründete soziale Hierarchie gesehen, wie das die tschechischen Juden oft taten. Die anderen als Unterklasse zu qualifizieren, war für die deutschen Juden ein Mittel der Selbstabgrenzung, der Etablierung einer sozialen Hierarchie. Der „Säfteamstieg von unten“, die Canaille – man braucht nur an Thomas Manns alten Konsul Buddenbrook zu denken–, das ist eine dramatisch andere Gruppe, von gänzlich geringerem Wert als die eigene Gemeinschaft. Dieser Unterscheidungsmechanismus erhielt für die alten Deutschen bürgerlicher Herkunft im Ghetto Theresienstadt besondere Bedeutung: Hier waren alle zusammengewürfelt, beraubt der wirtschaftlichen Merkmale, die zuvor Klassengrenzen abgesteckt hatten. Alle Zimmerbewohner hatten gleiche Bettgestelle und gleiche Lebensmittelrationen. Mit dem Fehlen des wirtschaftlichen Vermögens wurde das kulturelle Vermögen ausschlaggebend für die Legitimation der eigenen sozialen Überlegenheit und für die Aufrechterhaltung des Selbstgefühls, der gesellschaftlichen Einordnung.<sup>36</sup> Das Bewusstsein gesellschaftlicher Superiorität gewann für die deutschen Juden, die der Oberschicht und der oberen Mittelschicht angehört hatten, oft entscheidende Bedeutung; es war das einzige Bindeglied zu ihrem früheren Leben und verlieh ihnen ein Gefühl von Kontrolle und Kontinuität.

Alte deutschen Juden waren im kulturellen Leben von Theresienstadt sowohl als Organisatoren als auch als Besucher sehr aktiv, doch zeigten sie, im Vergleich zu tschechischen und österreichischen Juden, einen altmodischen Geschmack. Als sich der Leiter des „Orientationsdienstes“ und Organisator der geschätzten Vortragsreihe, der frühere Pelzhändler Philipp Manes, entschloss, auch Lesungen von Theaterstücken zu veranstalten, verfiel er sofort auf Goethes „Faust“: „Die Wahl der Stücke bildete für mich kein Problem. Gibt es überhaupt einen Zweifel, was man bringen soll? Doch nur Goethe. Und wenn ihn – dann nur Faust. Ich griff nach den Sternen.“<sup>37</sup> Indem er sich für Faust entschied, manifestierte Manes seine Bindung an das innerste, heiligste Herz deutscher Kultur. Er war bei weitem nicht der einzige, der sich immer wieder mit dem Stück beschäftigte; es wurde aus der Bibliothek ausgeliehen und zitiert, ein Häftling schrieb sogar eine interpretierende Abhandlung.<sup>38</sup> Die tschechischen Juden nahm der Faust nicht gefangen, vielmehr wurde das Drama als eine langweilige Geschichte mit ellenlangen Monologen empfunden. Was wir als einen wunderschönen und bedeutungsvollen Ausdruck von Kultur sehen, ist oft für Menschen, die aus einem anderen kulturellen Umfeld kommen, unverständlich. Tschechische Juden weinten, wenn sie Raphael Schächters Aufführung von Smetanas „Verkaufster Braut“ hörten. Für die deutschen Juden war das eine Operette.<sup>39</sup>

Der deutsch-jüdische Geschmack erwies sich aber nicht nur bei der Auswahl von Stücken als altmodisch, sondern auch bei deren Inszenierung. Manes war begeistert von sei-

<sup>36</sup> Ich folge der Argumentation von Rogers Brubaker und Frederick Cooper, nach der „Identität“ ein zu unklarer Begriff für eine konzise Analyse ist, und stütze mich daher auf die von ihnen vorgeschlagene Terminologie. Siehe dies., Beyond Identity, in: Theory and Society 29 (2000), S. 1–47.

<sup>37</sup> Manes, Als ob's ein Leben wär, S. 134.

<sup>38</sup> Edmund Hadra, LBI NY, AR 1249.

<sup>39</sup> Siehe den Artikel von Lisa Peschel in diesem Band.

nem „innigen“ und „einfachen, rührenden“ Gretchen.<sup>40</sup> Ähnliches galt für viele der reichsdeutschen Kabarets, die, anders als tschechische Darbietungen, entschieden unpolitisch waren. Die deutschsprachigen Produktionen einiger der Deutsch sprechenden tschechischen Juden, wie zum Beispiel Petr Kien, waren hingegen modern und politisch.<sup>41</sup> Dies kann nicht allein mit der Furcht vor dem SS-Personal erklärt werden, das kein Tschechisch verstand. Zumeist wurde ja die Kontrolle von tschechischen Informanten besorgt, deren Anwesenheit im Allgemeinen kein Geheimnis war. Auch gab es deutschsprachige Kabarets, die politisch und kritisch waren, wenngleich seltener.<sup>42</sup>

Die alten deutschen Juden brachten wenig Interesse für Fußball auf, einem in Theresienstadt außerordentlich populären und öffentlich ausgeübten Sport.<sup>43</sup> Die Spiele fanden dreitausend oder sogar viertausend Zuschauer jeden Alters und jeder Herkunft. Aber während alle tschechischen Juden erpicht darauf waren, die Spiele zu besuchen,<sup>44</sup> hielten sich deutsche Juden zurück. In all den Zeugenberichten und Tagebüchern deutscher Juden, die ich analysiert habe, ist nicht einmal vom Besuch eines Fußballspiels die Rede; überhaupt wird Fußball kaum jemals erwähnt.<sup>45</sup> In der tschechischen und der österreichischen Gesellschaft war Fußball in den Zwischenkriegsjahren ein Massenphänomen geworden, in dem es keine Alters- oder Klassenschränke gab. Deutschland hatte dieses Phänomen nicht erlebt. Dem klassischen Theresienstädter deutschen Juden, der zwischen 1860 und 1880 geboren war, galt Fußball als eine Sache der Arbeiterklasse.

Faust, Kabarett, Fußball: Diese drei Beispiele liefern Belege dafür, wie stark generationell segmentiert die deutschen Juden nach 1918 waren, oder zumindest die Gruppe, die nach Theresienstadt deportiert worden war. Deutsche Juden zerfielen offenbar viel stärker in Generationensegmente als zur gleichen Zeit die tschechischen und österreichischen Juden.

## **Theresienstadt in den Augen der älteren deutschen Juden**

Die zentralen Begriffe, die das Gefühl von Selbstverständnis und Gemeinschaft konstituierten,<sup>46</sup> waren Mut, Zähigkeit oder vielleicht Pflicht und Pathos. Diese Konzepte mögen voneinander sehr verschieden und ohne Zusammenhang erscheinen, doch sind sie miteinander verbunden.

Viele Zeugnisse heben hervor, wie wichtig es für die Alten war, nicht zu klagen, auszuhalten, sich in sein Schicksal zu fügen. Die Leidensbereitschaft, wie sie die Texte atmen, hat etwas Hartes und doch zugleich etwas sehr Passives an sich. Ein gutes Beispiel bietet

<sup>40</sup> Manes, Als ob's ein Leben wär, S. 135 und 137.

<sup>41</sup> Petr Kiens Figur der Medea ist entschieden reif, reflektierend, ambivalent, sexuell aufgeladen und gewalttätig; siehe sein Manuskript „Medea“, WL, 1365/2, 8.

<sup>42</sup> Siehe u. a. Myra Strauss' Gedichte (Strauss war Österreicherin), WL, 958.

<sup>43</sup> Über Fußball in Theresienstadt siehe Nicole Schlichting, „Kleiderkammer schlägt Gärtner 9:3“. Fußball im Ghetto Theresienstadt, in: Nurinst 2006, hrsg. von Jim G. Tobias und Peter Zinke, Nürnberg 2006, S. 73–90; František Steiner, Fotbal pod žlutou hvězdou, Praha 2009; Hájková, Fabelhafte Jungs.

<sup>44</sup> Hana L. zur Autorin, 16.1.2009, Haifa. Hanas alte Großmutter schaute gerne den Spielen zu.

<sup>45</sup> Günther Levy (ein Pseudonym), ein zehnjähriger „Geltungsjude“, der in Theresienstadt in einem der deutschsprachigen Jugendheime lebte und dort Fußball spielte, er spielte Fußball als Teil der Jugendheim-Kultur (die vollständig von tschechischen Juden dominiert wurde) und nicht als ein deutscher Jude; Beate Meyer, „Jüdische Mischlinge“. Rassenpolitik und Verfolgungserfahrung 1933–1945, Hamburg 1999, S. 343.

<sup>46</sup> Brubaker/Cooper, Beyond Identity.

die Erinnerung der 45 Jahre alten Stuttgarter Chemikerin Martha Haarburger an den berüchtigten Zählungsappell im Bauschowitzer Kessel. Im November 1943 verbrachte die SS alle zu einem leeren Platz zwischen Theresienstadt und Bauschowitz/Bohušovice. Die Häftlinge standen sechzehn Stunden lang in Regen und Kälte, ohne Toiletten oder die Möglichkeit, sich zu setzen, während die SS sie zu zählen versuchte. Haarburger erinnerte sich vor allem an die alten Frauen:

„Ich fror erbärmlich. Aber da schaute ich die alten, ausgemergelten Frauen an, die tapfer standen, mit trüben, müden Augen, und ich dachte an die Freunde, die weit von mir aufgestellt waren, einige wohl nicht einmal auf trockenem Boden, sondern in Morast. Ich wollte standhalten, trotz Kälte und Erschöpfung.“<sup>47</sup>

Zugleich sind die Selbstzeugnisse der deutschen Juden, ob zeitgenössische Tagebücher, ob Nachkriegsberichte, mit Topoi des Pathos' durchsetzt, manchmal mit einem Ton des Leidens oder mit dem Fokus auf Dinge, die Empfindungen wecken, welche ausdrücklich thematisiert wurden. Tschechische Erzähler sprechen von vergleichbaren Situationen hingegen mit Ironie oder Sentimentalität. Ein Beispiel ist ein Brief der 72 Jahre alten Berlinerin Therese Klein. Kurz nach Kriegsende erinnert sie sich an den Augenblick, da sie ihre Familie zum letzten Mal sah:

„[...] aber Rita [Tochter] und Kind sahen in meinen Augen hübsch aus. Es ist mir nicht leicht, am 15. 10. 44 gingen sie von mir, Daisy mit dem Rucksäckchen auf dem kleinen Rücken, glaubte rosig von der Reise, und waren ihre letzten Worte: ‚Omi, Du sollst nicht traurig sein, ich werde immer Päckchen schicken und [unlesbares Wort] schreiben.‘ Lieber Herr Müller, man möchte kaum glauben, was ein Mensch doch an Leid ertragen kann, meine Hoffnung ist leider auf den Nullpunkt gesunken [...].“<sup>48</sup>

Klein schreibt darüber, wie sie ihre nächsten Familienangehörigen verloren, ihr Kind und ihre Enkelin, und zu nichts zurückkehrt. Die meisten älteren deutschen Juden, die keine „arischen“ Verwandten hatten und nach Deutschland zurückkehrten, mussten diese Erfahrung machen. Eine verzweifeltere Situation ist kaum vorstellbar. Doch ist es typisch, dass Klein nicht zusammenbrach, dass sie die Emotionen über den Verlust ihrer Lieben artikulieren konnte. Sie fand ein Narrativ – bezeichnenderweise eines voller Pathos, das zu ihrem kulturellen Hintergrund passte –, welches ihr ermöglichte, die Katastrophen, die über sie und ihre deutsch-jüdischen Leidensgenossen hereinbrachen, zu verstehen.

Dieser Ton gehört untrennbar zum Mut und zur Zähigkeit der alten deutschen Juden, wie wir sie oben erwähnt haben; sie waren Pole der kulturellen Zugehörigkeit als bürgerlicher, gebildeter, kultivierter Deutscher und Jude. In vieler Hinsicht stellten sie genau die Werte dar, die für das ganze deutsche Bürgertum, sofern im gleichen Zeitraum geboren wie die hier untersuchte Gruppe, zentral waren. Kann uns also Theresienstadt etwas über die Geschichte der dorthin deportierten Juden im Allgemeinen und der deutschen Juden im Besonderen sagen? Ich denke schon. Wir sollten die genannten Werte im Auge haben, wenn wir uns mit der Geschichte der deutschen Juden in der späten Wilhelminischen und der Weimarer Zeit beschäftigen.<sup>49</sup>

<sup>47</sup> Martha Haarburger, YVA, M1E, 711/596 (1945).

<sup>48</sup> Therese Klein an Herbert Müller und Yvonne Adler (August 1945), YVA, O5.

<sup>49</sup> Es gibt eine reiche Literatur zu deutschen Juden in der Wilhelminischen Zeit und eine substantielle Menge für die Weimarer Jahre. Zentrale Arbeiten sind u. a. Marion Kaplan, Making of Jewish Middle Class: Women, Family, and Identity in Imperial Germany, New York 1991; Michael A. Meyer (Hrsg.), Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit, 4 Bde.: Stephen M. Lowenstein u. a. (Hrsg.),

Wie haben die älteren deutschen Juden die Theresienstädter Zwangsgemeinschaft erfahren? Die Häftlingsgesellschaft war, im Vergleich zu anderen Ghettos wie Lodz oder Warschau, relativ homogen und miteinander verbunden; alles in allem handelte es sich in der Tat eher um eine Gemeinschaft als um einen willkürlich zusammengewürfelten Haufen von Menschen, die miteinander leben mussten. Das fand seinen Ausdruck in einem Kodex von ungeschriebenen Verhaltensregeln, die Neuankömmlinge schnell zu lernen hatten. Zu diesen Regeln gehörten folgende Vorstellungen:

- Arbeit für das Ghetto diene dem Erhalt der Gemeinschaft. Daraus folgte die Logik der Lebensmittelrationen, die zumeist als gerecht angesehen wurden, selbst von vielen Alten.
- Dem „Aufbaukommando“, also den ersten zwei, nur aus Männern bestehenden Transporten, die eine desolate Stadt auf weitere Deportationen vorbereiten sollten, gebühre hohes Prestige. Die Angehörigen der Kommandos galten als hochverdiente Pioniere mit entsprechendem Status.
- Kinder seien die Zukunft und sollten daher bessere Betreuung, Ernährung und Lebensbedingungen haben.
- Freizügige Sexualität und Intimität. Es gab die Auffassung, Sexualität und romantische/sexuelle Beziehungen seien eine schöne, sinnvolle und legitime Weise, die Zeit zu verbringen und mit der Haft zurechtzukommen.

Die genannten Punkte trugen zu der Entstehung des Theresienstädter master narratives bei, was ich „die Legende von Theresienstadt“ nenne: ein allgemein akzeptiertes Bild, bereits im Ghetto entstanden, vom wahren Theresienstadt, eine legitimierende Geschichte über einen Ort, an dem die Insassen für die Kinder sorgten und zivilisiert miteinander umgingen, ein reiches kulturelles Leben pflegten und selbstlos für die Verbesserung der Lebensverhältnisse arbeiteten.<sup>50</sup>

Wir haben hier das faszinierende Moment vor uns, dass ältere deutsche Juden, die nicht weiter deportiert wurden oder starben – oder eben bevor es dazu kam –, sich sehr für ihre neue Umgebung zu interessieren begannen. Das geschah trotz der strukturellen Hindernisse, der kulturellen Vorurteile der stärksten Gruppe, der schlechten Behausung, des minimalen Zugangs zu Lebensmitteln und des Mangels an Tschechischkenntnissen. Die deutschen Juden erkundeten das Städtchen, um mehr über die Verhältnisse herauszufinden, um zu sehen, wie die Selbstverwaltung funktionierte und wo was zu bekommen war. Sie lernten rasch ihre neuen Nachbarn kennen und waren zu neuen Freundschaften bereit – nicht nur mit deutschen Juden, sondern auch mit Juden anderer Herkunft. Die deutsch-jüdischen Alten nahmen die Legende von Theresienstadt bereitwillig an, wollten an ihr teilhaben; wie das Jacob Plaut ausdrückte, ein 75 Jahre alter Witwer aus Bayern: „Wenn auch die Zukunft in Th[eresienstadt] für mich nicht gerade rosig aussah, ließ ich den Kopf nicht hängen, und um mich zu betäuben, verrichtete ich jegliche mir gebotene Arbeit.“<sup>51</sup>

Umstrittene Integration 1871-1918 (Bd. 3), Avraham Barkai/Paul Mendes-Flohr (Hrsg.), Aufbruch und Zerstörung 1918-1945 (Bd. 4), München 1997; Donald Niewyk, The Jews in Weimar Germany, Baton Rouge 1980; Michal Brenner, The Renaissance of Jewish Culture in Weimar Germany, New Haven 1996; Till van Rahden, Juden und andere Breslauer. Die Beziehungen zwischen Juden, Protestanten und Katholiken in einer deutschen Großstadt von 1860 bis 1925, Göttingen 2000.

<sup>50</sup> Jacob Plaut: „Zwei Jahre brauchten die Juden, um Theresienstadt einigermaßen bewohnbar zu machen. Kanalisation, elektrisches Licht, Bäder wurden eingerichtet, die verbreitete Annahme, dass Juden nur Handel treiben würden, ist in Theresienstadt glänzend widerrufen worden, jedes Handwerk war vertreten.“ YVA, MIE, 1942.

<sup>51</sup> Ebenda.

Die älteren deutschen Juden kamen aus einem Milieu, wo man voreheliche sexuelle Erfahrungen missbilligte, wo überhaupt kaum über Sexualität gesprochen wurde. Theresienstadt aber, wo junge Leute mit einem aktiven und romantischen Sexualleben das Klima bestimmten, blieb nicht ohne Wirkung auf die Wertvorstellungen der alten Deutschen. Etliche Zeugnisse erwähnen die flirtende, gut aussehende, unbekümmerte Jugend in einem ausgesprochen wohlwollenden Ton.<sup>52</sup> Der Hausälteste Otto Bernstein akzeptierte das Anrecht jüngerer Leute und deren Anspruch auf eine private Sphäre als ein legitimes Bedürfnis.<sup>53</sup>

Was das Verhältnis der Theresienstädter deutschen Juden zur Sexualität angeht, so gab es einen klaren Unterschied zwischen den Generationen. Die älteren deutschen Juden befanden sich in der Rolle von Beobachtern oder schufen auch manchmal Gelegenheiten, waren aber nicht mehr selber aktiv. Bei den jüngeren deutschen Juden lagen die Dinge ganz anders. Viele der jüngeren deutsch-jüdischen Frauen knüpften romantische oder sexuelle Beziehungen zu anderen Insassen an, sehr oft zu jungen Tschechen, der sozialen Elite des Ghettos.<sup>54</sup> Solche Beziehungen waren Teil der sexuellen Ökonomie im Ghetto. Bei dem Tausch investierten Frauen ihre Attraktivität und ihre Gesellschaft (was im Sinne Bourdieus als soziales Kapital zu verstehen ist) und wurden dafür in die soziale Elite aufgenommen (vorausgesetzt sie eigneten sich die dementsprechenden kulturellen Verhaltensmuster an und lernten etwas Tschechisch); auch profitierten sie materiell.<sup>55</sup> Bezeichnenderweise entstanden diese Verhältnisse meist zwischen „fremden“ Frauen und „einheimischen“ (tschechischen) Männern, wodurch die klassische Dichotomie schwächer – stärker geschaffen wurde: schwächer war fremd und weiblich, stärker einheimisch und männlich. Sexualität war also auch ein Mittel des sozialen Aufstiegs, aber nur für diejenigen, die in einem sexuell aktiven Alter waren und als attraktiv angesehen wurden.

Deutsche Juden beider Geschlechter und aller Generationen konstatierten wieder und wieder, wie sorgfältig sich tschechische Frauen anzogen, welche Aufmerksamkeit sie ihrer Frisur widmeten und – dies vor allem – dass sie sich schminkten.<sup>56</sup> Make-up schien den deutschen Jüdinnen unbekannt zu sein. Indes war es notwendig, wollte man zur Ingroup gehören. Die tschechische Umgebung machte den jüngeren deutschen Frauen bewusst, dass ihre Anpassung auch die Anpassung der äußeren Erscheinung erforderte. Eva Noack Mosse, 42-jährige ehemalige Journalistin, wurde im Februar 1945 nach Theresienstadt deportiert, wo sie in der Zentralevidenz arbeitete. Ihre neuen Kolleginnen legten ihr nahe, sich zu schminken und Haare in kunstvolle Locken zu legen.<sup>57</sup> Die älteren deutschen Juden sahen die geschminkten jüngeren tschechischen Frauen weder als billig aufgetakelte Prostituierte noch als elegante Pariserinnen. Sie verstanden das Schminken als Ausdruck

<sup>52</sup> Neben anderen: Hedwig Ems, YVA, O33, 91; Thea Höchster, YVA, O33, 3534.

<sup>53</sup> Otto Bernstein, YVA, O33, 1549.

<sup>54</sup> Jiří Borský und Willy Mahler (APT, A, 5704) hatten deutsche Freundinnen, Helene und Gertrud. Ruth Herskovits' ältere Stiefschwester Lotte und Arnold M.s jüngere Schwester Elli hatten beide tschechische Freunde, die, so wird beschrieben, sich „um sie kümmerten“ und sie in ihre gesellschaftlichen Kreise einführten. Interview mit Arnold M., 5.9.1995, Moses Mendelssohn Zentrum Potsdam, Nr. 16; Ruth Gutmann-Herskovits, Auswanderung vorläufig nicht möglich. Die Geschichte der Familie Herskovits aus Hannover, hrsg. von Bernard Strelbel, Göttingen 2002, S. 133.

<sup>55</sup> Anna Hájková, Sexual Barter in Times of Genocide: Negotiating the Sexual Economy of the Theresienstadt Ghetto, in: Signs: Journal of Women in Culture and Society 38 (Spring 2013), No. 3, S. 503–533.

<sup>56</sup> Tagebuch-Fragment von Bernhard Kolb, Eintrag vom 19.6.1943, YVA, O2, 387.

<sup>57</sup> Tagebuch von Eva Noack Mosse, Eintrag vom 26.2.1945, WL TAU, 504d.

von Lebenshunger, von Hunger nach Leben hier und jetzt – und sei es auch in einem Ghetto. Das war gut beobachtet, denn genau hier lag das Motiv der jungen Tschechinnen. Sie hatten ihre Jugend in einem Ghetto zu verbringen, und da lebten sie ihre Jugend nun auch aus, ohne viel Rücksicht auf weniger Bevorzugte, und sie lebten, so kann man sogar sagen, weitgehend glücklich.

Alles in allem ist der Ton deutsch-jüdischer Berichte generell positiv (tschechisch-jüdische Tagebücher klingen öfter klagend). Die deutschen Juden loben die Organisation des Ghettos, äußern sich gebührend enthusiastisch über die „aufopfernde Arbeit“ und anerkennen die Effektivität. Diese Würdigung der Tätigkeit der Administration wurde nicht nur gegenüber den alten Bekannten von der Reichsvereinigung zum Ausdruck gebracht, sondern auch gegenüber den erst jetzt kennengelernten tschechischen Juden. Wenn sie die hochrangigen tschechischen Funktionäre charakterisieren, gebrauchen deutsche Juden manchmal das Wort „Schlitzohr“ oder sie erwähnen ihre Schwäche für attraktive Sekretärinnen, doch geschieht all das in einem wohlwollenden Ton. Ebenso positiv werden die vielen interessanten Ghetto-Genossen beschrieben, dazu die schöne Umgebung, auch wenn sie nur vom Festungswall aus zu sehen ist, und die Stadt selbst, die mit ihrer klassizistischen Architektur an Italien erinnere.

Die deutschen Juden, alt wie sie waren, lernten sogar etwas Tschechisch und nahmen unbewusst tschechische Ausdrücke an. Rose Scooler spricht in ihrer „Ode an mein Bett in Theresienstadt“ von einer „Policzka“ und nicht von einem Wandregal.<sup>58</sup> Margarete Pedde nennt sich babičko, Oma, oder maminka, Mama.<sup>59</sup>

Das Verhältnis zwischen den tschechischen und den deutschen Juden, den beiden größten Gruppen im Ghetto, ist besonders interessant, da es auf vielfältige Weise asymmetrisch war. Die tschechischen Juden waren an den deutschen als Gruppe kaum interessiert; sie werden nur beiläufig und am Rande erwähnt: als Leute, die um Essen betteln, die sterben oder in irritierender Weise deutsch-national bleiben. Wenn ein deutscher Jude das Interesse eines tschechischen Insassen weckte, dann weil er oder sie eine bemerkenswerte, berühmte Person war.

Dagegen brachten die deutschen Juden viel mehr Neugier für die Tschechen auf. In den Berichten der Deutschen wird die formidable körperliche Erscheinung der jungen tschechischen Juden hervorgehoben. Man schildert sie in physischen, biologisierenden Begriffen und betont ihr „gesundes“ und „athletisches“ Aussehen. Wiederholt werden sie als eine „schöne Rasse“ beschrieben, als „weitgehend assimiliert“ und „nichtjüdisch“ wirkend. Dieses „assimilierte“ Aussehen wird manchmal als „germanisch“ bezeichnet, manchmal aber auch als „typisch slawisch“: „Ein prachtvoller Menschenschlag. Prächtige Burschen – stramme junge Mädel. Eine richtige Augenweide. Der slawische Typ überwiegend, die Assimilation scheint in der Tschechoslowakei weit vorgeschritten zu sein.“<sup>60</sup> Egon Strassburger erinnerte sich an seine Begegnung mit den tschechischen Juden:

„Die Tschechen war [sic] mir liebe Menschen, sie waren offen, klar, höflich und begabt. Immer erwiesen sie sich als gute, verlässliche Kameraden. So besonders waren die Männer und Frauen aus der Brünner und Prager Gegend reizende Leute. Und weh tat es mir oft, wenn es hieß, gestern sind

<sup>58</sup> WL TAU, 586. Vgl. auch Hájková, Die Poesie aus dem Ghetto, in: die tageszeitung, 21.1.2012.

<sup>59</sup> Tagebuch von Margarete Pedde, Eintrag vom 17.8.1943, AŽMP, Terezín, 324. Die Existenz des tschechischen Vokativs war den nichttschechischen Insassen unbekannt, die dann über ihren Freund Jirko (Jirka, Verniedlichung von Jiří) oder Hund Budulíknu (Budulínek) schrieben.

<sup>60</sup> Bericht von Otto Bernstein, YVA, O33, 1549; Strassburger, YVA, O33, 988.

sie im Transport gegangen. Ihr Aussehen war ganz germanisch, und sogenannte jüdische Merkmale gab es selten. Die Menschen sind groß und stramm, und besonders charmant sind die Frauen. In Wut und Harnisch versetzt, sind sie tapfere, unerbittliche Gegner. Sie sind fleißig und scheuten nie eine körperliche Arbeit. Faulheit und Bequemlichkeit kennt der tschechische Jude nicht.“<sup>61</sup>

Von der Tschechoslowakei wussten die deutschen Juden nur wenig. Philipp Manes, der aufmerksame Chronist des Ghettos, merkte dazu an:

„[Wir] wissen als so nahe Nachbarn nichts von der Kultur des Landes, wir hätten selbst in friedlichen Zeiten vom ‚Behm‘ leicht ironisch gesprochen und gemeint – na, was leisten die schon? Die Industrie Gablonz und Reichenberg ist deutsch – was gibt’s sonst? Kaum etwas von Bedeutung. [...] ich kenne leider auch zuwenig von der Tschechoslowakei, um über Land und Leute viel sagen zu können. [...] Hier gärtet alles – heißes Temperament, vielleicht von glühendem, noch feurigen Boden (die heißen Quellen Karlsbads bezeugen ihn) her ist das Volk lodernder.“<sup>61</sup>

Diese zugegebenermaßen etwas bizarre Erklärung weist darauf hin, wie oft das Unbekannte im Rahmen des Vertrauten gedeutet wird; hier kommt wieder das Dreieck ins Spiel. Der biologisierende Blick sieht einen Zusammenhang zwischen Menschen und Boden. Wenn wir die gegebene Situation mit der Begegnung östlicher und westlicher Juden in anderen Ghettos vergleichen, können wir nicht sagen, dass deutsche Juden in Theresienstadt ostjüdische Stereotype benutzt haben. In Theresienstadt entwickelten die deutschen Juden neue Klischees, die auf der bereits vorhandenen Kenntnis und auf den Asymmetrien der Macht beruhten. So kam es, dass die tschechischen Juden als schön beschrieben wurden, als dominant in körperlicher Hinsicht: Darin zeigte sich die Wirkung der sozialen Hierarchie. Macht wurde hier als Schönheit interpretiert.

Ältere deutsche Juden wiesen wiederholt darauf hin, wie assimiliert – kulturell oder sozial – die tschechischen Juden seien. Dies wirft die Frage auf, wie das zu verstehen ist: Waren die tschechischen Juden wirklich in höherem Maß assimiliert? Oder sollten wir solche Bemerkungen als kategorisierenden Zugriff bei der Einordnung der einen Person und der anderen begreifen, wenn die eigene Person als „genuin“ jüdisch empfunden wird und die anderen als „nicht in der rechten Weise jüdisch“ gesehen werden, folglich als assimiliert? Wenn wir die deutsch-jüdische und die tschechisch-jüdische Entwicklung in der Zwischenkriegszeit bedenken, mit der hohen Zahl von Mischehen in der Tschechoslowakei<sup>62</sup>, dann deuten die Geschichten von mährischen Juden, die im Ghetto walachische Pelze trugen, den 28. Oktober feierten und František Halas’ „Für Prag“ rezitierten, darauf hin, dass uns Theresienstadt – mit seinem erzwungenen Vergleich – sehr wohl etwas über den Grad der Assimilierung vor dem Krieg sagt. Während die tschechischen Juden, vor allem die jüngeren Generationen, sich auf eine Auflösung im nichtjüdischen Milieu zubewegten, lebte die ältere Generation deutscher Juden – die Protagonisten dieses Essays – mehr unter ihresgleichen.<sup>63</sup> In Theresienstadt, wo die älteren Deutschen sich fortwährend auf deutsche Hochkultur bezogen, auf Goethe, Schiller und Bismarck, wo sie sich an zentralen Konzepten von Pflicht, Bindung, Leiden und Opfer orientierten, haben viele von ihnen, als sie mit den tschechischen Juden konfrontiert wurden, entdeckt, wie jüdisch oder deutsch-jüdisch sie letzten Endes waren.

<sup>61</sup> Manes, Als ob's ein Leben wär, S. 113ff.

<sup>62</sup> Die Zahl der gemischten Ehen in den 1930er Jahren in Böhmen war die höchste in ganz Europa – jeder zweite Jude heiratete einen Nicht-Juden; Franz Friedmann, Einige Zahlen über die tschechoslowakischen Juden. Ein Beitrag zur Soziologie der Judenheit, Prag 1933.

<sup>63</sup> Marion Kaplan präsentiert in ihrem klassischen „Making of Jewish Middle Class“ das Argument eines sich selbst reproduzierenden jüdischen kulturellen Milieus.

Die alten deutschen Juden in Theresienstadt weisen manche charakteristischen Merkmale auf, die uns bewegen sollten, unser Verständnis von deutsch-jüdischer Kultur- und Sozialgeschichte zu überprüfen und zu ergänzen. Zwar halten sie in der Tat an vielen der vertrauten Werte fest, an Mut, Pflicht und Pathos, doch zeigten sie sich auch überraschend zäh, aufnahmebereit und flexibel, und das, obwohl sie die Gruppe im Ghetto waren, die sich von Anfang an den übelsten Bedingungen gegenübersah: Sie waren alt, kamen ohne Verwandte, kannten die Sprache nicht und waren mit massiven Vorurteilen der tschechischen Mehrheitsgesellschaft konfrontiert. Verglichen mit der Überlebensrate der älteren Tschechen, die Verwandte in der Nähe hatten, war die Sterblichkeit der Deutschen eigentlich „niedrig“. Dieses Ergebnis entspricht den qualitativen Feststellungen über die Zähigkeit und Flexibilität der älteren deutschen Juden. Obwohl sie aber ein Teil der Gemeinschaft von Theresienstadt wurden, haben sie für die junge Elite nicht wirklich existiert. Die Lücke zwischen den Generationen erwies sich im Hinblick auf die soziale Hierarchie als unüberbrückbar.

Überleben war keine Sache des Zufalls. Unter den überlebenden alten Deutschen finden wir viele mit nichtjüdischen Verwandten, doch auch nicht wenige, die als Hausälteste fungierten, also eine Tätigkeit ausübten, mit der keine sonderlichen körperlichen Anstrengungen verbunden waren, gleichwohl bessere Lebensmittelrationen. Auch fiel zwar die überwältigende Mehrheit der älteren deutschen Juden den Strapazen der Transporte oder in Theresienstadt dem Hunger zum Opfer, aber wer überlebte, war immerhin vor den Liquidierungstransporten im Herbst 1944 geschützt.

Die alten deutschen Juden zählten gewiss nicht zur Theresienstädter Jeunesse dorée, doch wenn sie am Leben blieben – und dank der strukturellen Bedingungen, die ich skizziert habe, ist das einigen hundert tatsächlich gelungen –, wurden sie die ersten Chronisten des Ghettos.<sup>64</sup> Die jüngeren Überlebenden waren zu sehr mit dem Wiederaufbau ihres Lebens beschäftigt, mit dem Abschluss ihrer Bildung und Ausbildung, mit der Gründung von Familien. Die zurückkehrenden alten deutschen Juden fanden ein Vakuum vor, Verwandte und Freunde waren tot, die Heimatstadt zerstört, der Zufluchtsort zunächst oft ein DP-Lager. So drängte es diese alten und zumeist einsamen Menschen, vor ihrem Hinscheiden Zeugnis abzulegen.<sup>65</sup> In ihren Berichten spiegelt sich ihre Faszination für die Welt von Theresienstadt; manchmal kommt eine Art von Stolz zum Ausdruck, überlebt zu haben, nicht nur beschreibend, sondern auch erklärend. Ihre Zeugnisse bieten einen Reiseführer, eine Enzyklopädie, einen Bericht über ihre Neugier und Aufnahmefähigkeit. Wenn die Geschichte der alten deutschen Juden in Theresienstadt eine Moral hat, so die, dass wir, selbst wenn die gegebenen Strukturen extrem ungünstig sind, wenn wir mehr über Menschen in Extremsituationen wissen wollen, gut auf die vielen Stimmen aus Theresienstadt hören sollten, so unterschiedlich sie sind. Sie können uns zeigen, dass es oft die Underdogs sind, die uns als Erste die Geschichte erzählen.

*Aus dem Englischen übersetzt von Hermann Graml*

<sup>64</sup> Zu den Chronisten vgl. Samuel D. Kassow, Ringelblums Vermächtnis. Das geheime Archiv des Warschauer Ghettos, Reinbek bei Hamburg 2010.

<sup>65</sup> Viele der Erinnerungsberichte sind als Briefe an Bekannte oder Verwandte im Ausland verfasst und betonen, wie einsam die Schreibenden sind. Viele der OdF-Anträge aus Berlin bezeugen den Tod des Antragstellers innerhalb von drei Jahren nach der Befreiung.